

Akademietheater: Coriolan in der Falle des Populismus (Die Presse) von Norbert Mayer / 17.09.2016

Im Akademietheater stellt Regisseurin Carolin Pienkos für ein intensives Kammerspiel der späten Tragödie William Shakespeares ein brillantes Ensemble zur Verfügung. Dieses hätte manch modisches Beiwerk gar nicht nötig gehabt.

Die Bühne des Akademietheaters wird von zwei Säulen gesäumt, die eines Imperiums würdig wären. Ein leichter Vorhang dazwischen dient als Leinwand. Auf ihm wogt zu Beginn ein Kornfeld, das an Hollywoods „Gladiator“ erinnert. Ein Mann in einem Militärmantel quert die Bühne und flüstert: „Memento mori!“ Es ist der römische Kriegsheld Caius Martius, der Todessehnsucht beschwört. Später wird man ihm den Ehrennamen Coriolan geben, nachdem er allein, nur mit dem Kurzschwert, eine Volsker-Stadt erobert hat.

Wir befinden uns in Shakespeares sperrigem Ideendrama „Coriolan“, für das Carolin Pienkos in ihrer Inszenierung (Premiere war am Freitag) zeitgemäße Anspielungen – etwa eine auf Briefwahlkuverts – gefunden hat. Diese passen zum Plot, so wie die Wirren der Stuart-Zeit, die imperialen Interpretationen von Livius und Plutarch, Roms Frühgeschichte. Verhandelt wird, wie ein Staat funktionieren soll, Volk und Führung sich arrangieren. Das ist stets aktuell. Rom vor 2500 Jahren, der Stadtstaat auf Expansion. Die Patrizier sind große Gewinner, das Volk darbt.

So könnte es gewesen sein. Oder auch: Die einen kämpfen für höhere Ehren, andere nutzen die Wankelmütigkeit des Volkes. Dessen Tribunen proben mit den Plebejern den Aufstand. Der ungerechte König wurde vertrieben, nun geht es um die Macht, Machterhalt, noch mehr Macht. Coriolan ist ein perfekter Soldat. Er soll zum Konsul aufsteigen. Die Mutter will das, dem Adel ist es recht. Doch im Klüngeln sind andere geschickter als er. Das Vertrackte an Shakespeares Sprachkunst: Man könnte jedem recht geben.

Was also hat Pienkos aus dieser Versuchsanlage von Staat und Revolution gemacht? **Ein intensives, dreistündiges Kammerspiel, das von großartigen Schauspielern lebt, vor allem in der Verdichtung nach der Pause.** Am Anfang nämlich, und das ist der einzige große Einwand, gibt es allzu viel Ablenkung.

Da tanzen im dunklen, schlichten Bühnenbild von Walter Vogelweider die Soldaten in modernen Kampfanzügen bei der Eroberung von Städten Ballett, als ob sie Popkönig Michael Jackson imitieren, da herrscht ein Sound wie in der Disco, als ob man der Kraft des Wortes nicht vertraute.

Doch dieses Ensemble kommt mühelos ohne solch Beiwerk aus, es bietet fantastisches Theater. Als dubioser Titelheld steigert sich Cornelius Obonya in unglaubliche Intensität. Wenn er mit Politikern redet, verströmt er Unsicherheit, wenn er dem Volk begegnet, Aggression. Im Krieg scheint er Erfüllung zu finden, ganz menschlich aber wird er bei der Begegnung mit seiner Mutter, Volumnia, die von (seiner wirklichen Mutter) Elisabeth Orth gespielt wird. Volumnia, früh verwitwet, hat den einzigen Sohn zum Helden geformt. Jede Geste zwischen den beiden verrät, wer hier das Sagen hat. Sie will ihn als Konsul sehen, doch eines hat die Mutter bei diesem heiklen politischen Kalkül nicht berechnet: Coriolan kann nicht herrschen, weil er so unbeherrscht ist. Weder die Hilfe des geschmeidigen väterlichen Friends Menenius Agrippa (Martin Reinke), noch jene des alten Konsuls Cominius (Bernd Birkhahn) vermögen diese Schwäche mit blendender Rhetorik auszugleichen.

Die Volkstribunen haben leichtes Spiel: Sylvie Rohrer brilliert als Sicinia Veluta. Sie erweckt Hass. Hermann Scheidleder überzeugt als Junius Brutus – ein feiger Funktionär, der Verachtung hervorruft. Diese populistischen Spin-Doktoren wollen Coriolan beseitigen, sie fürchten seine unberechenbare Macht und drücken die richtigen Knöpfe. Der Held wird zum Antihelden und muss zur Strafe in die Verbannung. Er schließt sich dem alten Feind an, dem Volsker Tullus Aufidius. Markus Meyer und Obonya zelebrieren diese seltsamen Szenen einer Männerfreundschaft hemmungslos. Coriolan ist im vertrauten Umfeld: Krieg! Es geht gegen Rom. Er merkt zu spät, dass auch der neue Partner Intrigen spinnt.

Wer aber rettet Rom? Noch einmal muss die Mutter agieren, sie bittet um Verschonung der Stadt und verlangt dafür ein weiteres Opfer vom Sohn, das größte. Ihre Körpersprache sagt, dass beide längst wissen, welche Ungeheuerlichkeit nun geschehen wird.

Content mit Agency *****

("Die Presse", Print-Ausgabe, 18.09.2016)

online-merker

WIEN / Akademietheater des Burgtheaters: □CORIOLAN von William Shakespeare □Fassung des Burgtheaters □Premiere: 16. September 2016

Shakespeares „Coriolan“ ist ein seltener Gast auf Wiener Bühnen (am Burgtheater zuletzt 1979 als Gastspiel der Royal Shakespeare Company zu sehen, bei den Salzburger Festspielen 1993 von Deborah Warner mit Bruno Ganz inszeniert). Dabei ist dieses Römerdrama ein exakt in das Zentrum aller Probleme treffende Politstück für heute, politisch Lied, garstig Lied, alles drin über die verquere Beziehung eines wankelmütigen, leicht zu manipulierenden Volks zu seinen Politikern, die sich – siehe Wahlkämpfe aller Art... – bis zur Peinlichkeit vor denen verbiegen müssen, deren Stimme sie brauchen. Das war im Alten Rom genau so wie heute.

Dazu kommen noch wahre Erkenntnisse darüber, wie die Politiker das „Volk“ im Grunde verachten, wie sie Phrasen dreschen und Werte postulieren und dabei meist nur nach billigstem Pragmatismus handeln, wie zwischen den Parteien bis aufs Messer um Macht und die Vernichtung des anderen gekämpft wird, wie man einfach nur ein Spiel spielt, lügt, betrügt, mit rhetorischen Spitzfindigkeit Stimmungen hochschaukelt... kurz, alles bekannt. Spannende Sache. Wenn es denn auf der Bühne des Akademietheater eine wäre.

Das Wiener Publikum mag „private“ Schmankerln. Die Familie Wessely-Hörbiger waren die „Royals“ des Burgtheaters, die Sonderstellung gilt auch für die nächsten Generationen. Oft hat Attila Hörbiger mit seinen Töchtern auf der Bühne „Vater und Tochter“ gespielt. Nun sind Elisabeth Orth und Cornelius Obonya in „Coriolan“ Mutter und Sohn, ganz wie im richtigen Leben. Dass Schwiegerkinder als Regisseure mitgebracht wurden, war bisher nicht der Fall – und hier hat es der Sache auch nicht wirklich gut getan. Denn **Carolin Pienkos** holte nicht einmal annähernd die Wirkung aus dem Werk, die da zu bergen gewesen wäre.

Was sie an Theatermitteln zu bieten hat, sind mittelmäßige, von anderen mittelmäßigen Inszenierungen abgeschauten Effekte, gelegentliches Geschrei, Lichtbatterien oder Taschenlampen, Projektionen, alles gänzlich abgegriffen. Wobei das Stück die meiste

Zeit auf mehr oder minder leerer Bühne (**Walter Vogelweider**) und heutigen Kostümen ohne Eigenschaften (**Heide Kastler**) im dämmerigen, dusteren Zwielficht aufgesagt wird. Nur eines höret nimmer auf, die Musik, die zwischen den Szenen eingespielt wird (**Imre Lichtenberger Bozoki, Moritz Wallmüller**), viel dramatischer Trommelwirbel und Aufgerausche, aber für die Dramatik, die von Szenen- und Personenführung schuldig geblieben wird, reicht es nicht aus. Der Abend hat kein Tempo, keinen Rhythmus, scheitert an allen Spannungsbögen. Da fehlt weniger das Handwerk als der Theaterinstinkt, über drei schrecklich einförmige Stunden tun weder einem Stück noch einem Publikum gut.

„Coriolan“ ist auch eine Tragödie des Hochmuts. Caius Martius, erfolgreicher Feldherr (als er Corioles, die Stadt der Volsker – ein Nachbarstamm in Latium – einnahm, bekam er den Ehrennamen „Coriolanus“), nach blutigen Kriegen für die Politlaufbahn prädestiniert, ist sich zu gut dafür, um die notwendigen Stimmen zu buckeln. Dafür jagt man ihn mit etwas, das man Shitstorm nennen könnte (genau so künstlich und willkürlich wie heute), davon. Dass er bereit ist, als Verbannter zum Feind überzulaufen und seine Heimat zu bekämpfen (ein wahnwitzig extremer Schritt), zeigt, wie weit Shakespeare diese Figur getrieben hat. Angesichts so harter Emotionen hat **Cornelius Obonya** (der durchaus stämmig-kraftvoll auf der Bühne steht wie einst der Großpapa) im Grunde nur gelegentlich verächtliches Verziehen der Mundwinkel und im übrigen eine seltsame Unbeweglichkeit zu bieten. Die große, schillernde Persönlichkeit, die das Publikum anziehen und abstoßen, aber immer interessieren müsste, ist er nicht. Die Unbeweglichkeit teilt er mit der Mama: Volumnia, die ihm an Hochmut nicht nachsteht, aber so richtig meint, man solle doch bei aller Sturheit seinen Kopf benutzen, ist im Grunde ein wahres Monster. Wenn sie am Ende den Sohn von den Feinden zurückholen will, führt sie einen Psychokrieg erster Ordnung, für den **Elisabeth Orth** kaum die Stimme hebt. Verinnerlichung ist schön, sie darf nur nicht in Farblosigkeit ausarten: Da müsste man doch vor Spannung in den Sesseln wetzen, so vielfältig müssten Tricks und Emotionen sein, mit denen sie diesen Krieg um den Sohn führt.

Im Grunde gibt es nur noch eine Frau im Geschehen, und man hat von der jungen **Anna Sophie Krenn** auf Wiener Kleinbühnen wirklich bemerkenswerte Leistungen gesehen, die sie durchaus als burgtheater-reif ausweisen: Und da bekam sie als Gattin Virgila eine nahezu stumme Rolle und darf nur erschüttert und betroffen dreinsehen. Immerhin schweigt sie mit starker Präsenz.

Der Abend bietet übrigens noch eine Dame, die allerdings nicht vorgesehen ist: Dass Volkstribun Sicinus Velutus zu einer Sicina Veluta geworden ist, kann man bei allem Verständnis für Gender-Gerechtigkeit nicht einsehen, auch wenn **Sylvie Rohrer** mit scharfer, durchdringender Stimme lustvoll Böses tut. Aber als der wahre Gegenspieler von Coriolan ist sie schlechtweg nicht richtig. Es werden doch im Burgtheater genügend Herren zu finden sein? Man hätte beispielsweise auch **Sven Dolinski** von seinen Halb-Statisten-Aufgaben befreien und hier einsetzen können, das wäre zweifellos ein bemerkenswertes Porträt geworden... Da sind noch einige Schauspieler von Format, die wenig mehr dürfen, als auf der Bühne herumzustehen. Einzig **Markus Meyer** als Tullus Aufidius hat (obwohl man den Darsteller nicht unbedingt als Feldherren sehen würde) vor allem am Ende ein wenig an flirrenden Persönlichkeitswerten zu bieten. **Martin Reinke** mit seinem unverkennbaren stimmlichen Geschnarre ist der edle Freund Menenius Agrippa, **Bernd Birkhahn** spielt einen Konsul, der sich in Souveränität versucht, dem die Dinge allerdings aus der Hand gleiten. Der Rest ist quasi als „Chor“ eingesetzt, wobei das „Volk“ als Kollektiv eine wichtige Funktion hätte – wenn es inszeniert worden wäre. Eine politische Parabel muss greifen, muss mitreißen, muss herausfordern, die darf nicht dröge aufgesagt werden. Das Publikum war natürlich anderer Meinung, dem Premierenapplaus nach zu schließen.

Renate Wagner

news.at

Coriolan – Kein Staatskünstler

Über die Premiere von William Shakespeares Feldherrn-Tragödie am Akademietheater

Carolin Pienkos inszenierte Shakespeares „Coriolan“ als gegenwärtiges, politisches Drama mit ihrem Ehemann Cornelius Obonya in der Titelrolle. Elisabeth Orth fasziniert als dessen Mutter – auf der Bühne und im Leben. Dass die drei Stunden währende Aufführung in einigen – sehr starken – Szenen überzeugt, aber nicht mehr, fasziniert, liegt an der fehlenden Strahlkraft des restlichen Ensembles.

Klassiker wie William Shakespeares Drama vom römischen Feldherrn Coriolan in unsere Tage zu versetzen, ist in jeder Hinsicht berechtigt. Denn es geht um Macht, Populismus, Wahlen und die Kunst, einen Staat zu führen. Diese aber beherrscht Caius Martius Coriolanus nicht. Weder kann er das hungernde Volk zu beschwichtigen, noch die Gunst der Massen für sich zu gewinnen. Seine Wahl zum Konsul verliert Gaius Marcius, denn er ist im Herzen Soldat, ein echter Haudrauf, der nichts von populistischen Reden hält.

Carolin Pienkos zeigt auf Walter Vogelweiders düsterer Bühne das Szenario einer geknechteten, aufbegehrenden Volksmasse. Mit Gummiknüppeln wird auf ein Eisengitter eingedroschen. Menenius (Martin Reinke), ein Politiker im dunkelblauen Anzug, versucht die Massen zu beschwichtigen. Im schwarzen Mantel mit einem Abzeichen, das auf ein faschistisches Bündnis schließen lässt, tritt Gaius Marcius, der sich später Coriolan nennt, auf. Cornelius Obonya zeigt diese Figur als Kriegsveteran, der sich auf politischem Parkett nicht zu bewegen vermag. Die Volkstribunen bringen die Massen gegen ihn auf. Coriolan wird in die Verbannung geschickt. Von dort will er als Rächer zurückkehren.



© Reinhard Maximilian Werner/Burgtheater

Mit Anspielungen an aktuelle Ereignisse – wie Wahlzettel – erarbeitete Pienkos ein fein ziseliertes politisches Schauspiel in kurzen Szenen. Wie eine Pflichtübung mutet dagegen die Choreographie der Schlachtenszenen an. Bescheiden wird auch im Ensemble agiert: Anna Sophie Krenn muss sich als Coriolans Ehefrau Virgilia meist mit der Rolle der stillen Zuschauerin begnügen. Bernd Birkhahn als Konsul und Martin Reinke als Menenius füllen ihre Politikerrollen gut aus, ebenso Sylvie Rohrer und Hermann Scheidleder als Volkstribune. Für den sonst vorzüglichen Markus Meyer ist der Part des Feldherrn Aufidius keine Glanzrolle.

An Kraft gewinnt die Aufführung jedoch, wenn Elisabeth Orth und Cornelius Obonya spielen, was sie sind – nämlich Mutter und Sohn. Wenn Orth im schwarzen Anzug ihrem Sohn die Leviten liest und ihm

sagt, was er zu tun hat, ist in wenigen Minuten die Essenz der Tragödie erklärt: ein Sohn, ein Kriegsveteran, ein Familienvater, hört nur auf seine starke Mutter und scheitert als Karrierist. Mit wenigen Gesten zeigen diese beiden Darsteller ein Kammerstück, das für das Mittelmaß des Rests entschädigt.

Der standard.at

"Coriolan": Gift und Galle eines blassen Haudraufs

RONALD POHL 18. September 2016,

Shakespeares Drama wird im Akademietheater ohne Faszinationskraft vom Blatt gespielt. In Carolin Pienkos' Regie gerät ein sauertöpfischer Feldherr zwischen die Mahlsteine der Politik Wien

- Im Rom der alten Republikaner steht es mit der Verständigung nicht zum Besten. Ein Maschendraht trennt die Rotte der Hungerleider von den Vertretern der Politikerkaste. Mit Eisenstangen in der Hand skandiert die Plebs ihre Parolen für eine gerechtere Aufteilung der Nahrungsmittel: "Brot ist für alle da ..." Die Erwidern der Regierenden aber sind kein Beitrag zur Lösung, sondern vielmehr ein Teil des Problems. Im Akademietheater wird Shakespeares "Coriolan" gegeben. Das Volk plärrt, und herein tänzelt der Senatschwätzer Menenius (Martin Reinke). Ihm, dem Berufspolitiker im feinen Zwirn, obliegt es, die Schreihäule zu beruhigen. Seine Suada handelt vom "Bauch", der all das schöne Essen abbekommt, damit er die übrigen Körperglieder ausreichend mit Kraftstoff versorge. Süßholzraspeln kann er Ein Meisterstück der Demagogie. Und da sich Reinke mit gaumigem Ton famos auf Süßholzraspeln versteht, ist Carolin Pienkos' Inszenierung auch schon auf dem Gipfelpunkt ihrer Möglichkeiten angekommen.
- Der mürrische Feldhauptmann Caius Martius (Cornelius Obonya) erscheint auf der Debattierstätte. Er zieht gerade die Handschuhe über. Krieg steht vor der Tür, und er wird den feindlichen Völkern im Feld draußen kein Pardon geben. Vorher findet sich aber noch genug Gelegenheit, den "Pöbel" und dessen Vertreter – Gewerkschafter in schlecht sitzenden Anzügen – auf das Gröblichste zu beleidigen.
- **Ringens um das Konsulat**
- Caius geht aus dem Gemetzel als blutiger Sieger hervor. Konsul soll er werden. Nach alter Väter Sitte braucht er den Plebejern nur noch seine Wunden zu zeigen, und schon bekleidet er, per Akklamation bestätigt, das höchste Amt im Staat. Das geht wegen der volksfeindlichen Rüpeleien Coriolans absehbar schief. Nur leider ist sich diese brave, politisch beflissene Stadttheaterinszenierung nicht

recht im Klaren, was sie überhaupt erzählen will. In Rom amtiert ein autokratisches, vielleicht sogar ein profofaschistisches Regime. Für die demokratische Einrichtung dieser Stadtrepublik sind die Beteiligten, voran die Regie, komplett blind. Abhänger geben den Blick frei auf den kalten Marmor diktatorischer Pracht (Bühne: Walter Vogelweider). Coriolan vermag anderen nicht zu schmeicheln. Einzige Instanz seines Handelns ist seine kreidegraue Mutter Volumnia: Elisabeth Orth, versteinertes Ausdruck männlicher Vernunft und ungerührten Weitblicks.

– **Rührend angeekelt**

- Einzig nach ihrer Hand schnappt der Griff von Coriolans todbringender Rechter. Nur ihr (und natürlich dem Bild seines Nachruhms zu Lebzeiten) ist dieser eckige, sauerköpfige Mann zugetan. **Die Gemahlin (Anna Sophie Krenn), lockend in ihren todschicken roten Pumps, muss stillschweigen.** Immerhin das Söhnchen darf einen Spielzeugpanzer fernsteuern. Coriolan kann mit den so mühsamen Mechanismen politischer Willensbildung nicht das Geringste anfangen. Rührend angeekelt versucht er sich bei den Handwerkern als Ohrenbläser. Das Volk hat in Gestalt seiner Bürger Aufstellung genommen. Jeder von ihnen schwankt buchstäblich wie ein Rohr im Wind. Mit Pastillen vor das Volk Jetzt wüsste man gern, wer denn nun hier die Interessen des Staatsganzen an den Populismus verrät. An den Tribunen kann es nicht liegen. Sicinia (Sylvie Rohrer) rüstet sich mit Rachenpastillen für ihr rhetorisches Feuerwerk. Sie und der verdatterte Junius (Hermann Scheidleder) schwärzen den Feldherrn erfolgreich beim Volk an. Coriolan hat seinerseits nichts Besseres zu tun, als der Gewerkschafterin eine kräftige Ohrfeige zu verabreichen. Auch sonst spuckt der verknorzte Krieger auf dem roten Läufer Gift und Galle wider die Kanaille. Aus Coriolan, so viel steht fest, wird sein Lebtag lang kein aufrechter Demokrat mehr werden. Bei dieser treuherzigen Feststellung lässt es Pienkos im Großen und Ganzen bewenden.

Heimatstadt niederreißen

- Der Rest sind Bildideen, die aus dem Fundus des Stadttheaters in Gütersloh stammen könnten. Volsker wie Römer fuchteln eindrucksvoll mit Stich- und Schusswaffen. Der eigensinnige Schlachtengott wird aus Rom verbannt. Er teilt nun ausgerechnet mit seinem Todfeind Aufidius (Markus Meyer) das Feldbett. Seine Heimatstadt will er aus verletztem Stolz niederreißen; die Mama redet ihm derlei Unfug mit rechtschaffener Suada wieder aus. Ein Abend ohne jede Faszinationskraft, vom Publikum freudig begrüßt. (Ronald Pohl, 18.9.2016) –

Kurier.at

Shakespeares Römer-Drama überzeugt im Wiener Akademietheater dank vieler exzellenter Darsteller.

Politik ist – und das war schon immer so – bekanntlich ein schmutziges Geschäft. Wer heute noch Feind ist, kann morgen zum Freund werden. Oder auch umgekehrt. Wer heute vom Volk gefeiert wird, kann bereits am nächsten Tag die Gunst der Menschen verlieren und von diesen in die sprichwörtliche Wüste geschickt werden. Und wer heute ein strahlender Held ist, kann binnen kurzer Zeit zum Volksfeind werden.

Kaum ein Dramatiker hat diese Strukturen rund um Macht und Ohnmacht so oft und so gekonnt in seinen Stücken abgehandelt wie William Shakespeare, dieser geniale Meister menschlicher Fallstudien. **Und eine solche Fallstudie zeigt Shakespeare auch in seinem eher selten gespielten Drama "Coriolan", das im Wiener Akademietheater vor allem dank exzellenter Darsteller überzeugt.**

Doch worum geht es eigentlich? Um den römischen Feldherrn Caius Martius, der quasi im Alleingang die gegen Rom kämpfenden Volsker besiegt, dafür den Beinamen Coriolan erhält und zum Konsul ernannt werden soll. Aufgrund seiner offenen Abneigung gegen die Plebejer (und gegen die Demokratie) wird Coriolan aber von der Vox Pupuli, also der "Stimme des Volkes", in die Verbannung geschickt. Dort verbündet er sich mit Aufidius, dem Anführer der Volsker, zieht gegen Rom, lässt sich von seiner Mutter aber letztlich zu einem Waffenstillstand überreden, worauf ihn Aufidius wegen Verrats töten lässt.

Macht und Ohnmacht

Eine höchst zeitgemäße Parabel über Macht, Ohnmacht, Militär und Politik also, die Regisseurin Carolin Pienkos in einer nicht näher bestimmten Gegenwart (Kostüme: Heide Kastler) verortet. Video-Projektionen illustrieren auf der leeren, schwarzen Bühne (Walter Vogelweider) die seltsam antiquiert anmutenden Kampfszenen, Waterboarding und etwas Folter werden (eher dezent) angedeutet, ein an Brecht gemahnender Chor darf zu Beginn als klagendes Volk Aufstellung beziehen. Sonst setzt Pienkos weitgehend auf ihre Darsteller und auf die Sprache Shakespeares. Und die ist beim Ensemble des Burgtheaters in der (Übersetzung von Rainer Iwersen) naturgemäß in besten Händen.



Foto: APA/GEORG HOCHMUTH

Elisabeth Orth brilliert als Coriolans strenge Mutter

Da ist etwa die große, unglaublich intensive Elisabeth Orth als Coriolans alles und alle

bestimmende Mutter. Orth zeichnet fast schon einen Feldherren, der das Muttersöhnchen Coriolan zu einer kaltblütigen, furchtlosen Killermaschine erzogen hat, die auf Muttis Zuruf in den eigenen Untergang taumelt.

Cornelius Obonya (auch im wahren Leben Orths Sohn und zudem Ehemann der Regisseurin) gibt diesen Coriolan als im Grunde gutmütiges, aber brandgefährliches Riesenbaby, das nur Rom dienen, aber nicht um die Gunst des Volkes oder gar um jene seiner Frau (Anna Sophie Krenn) bitten will.

Sieg und Niederlage

Da helfen auch die mahnenden Worte der Senatoren (milde angeführt von Rudolf Melichar) oder auch die des Oberbefehlshabers des römischen Heeres (präsent: Bernd Birkhahn) nicht. Und selbst der gewiefte politische Strippenzieher Menenius – Martin Reinke brilliert als kühler Technokrat der Macht – hat bei seinem Freund Coriolan keine Chance. Über Sieg oder Niederlage entscheidet nur das Schlachtfeld, nicht die Politik und schon gar nicht das launische Volk, so Coriolans Kalkül.

Ein verhängnisvoller Irrtum, sind doch die Volkstribunen (Hermann Scheidleder, Sylvie Rohrer) Populisten allererster Güte. Vor allem Rohrer liefert ein sehr an aktuelle Politiker(innen) gemahnendes Porträt einer nur an die so genannten Futtertröge drängenden Karrieristin ab. Auf drängende Probleme hat diese Volkstribunin natürlich keine Antworten.

Kein Wunder, dass sich Coriolan in der Gesellschaft des geradlinigen Feindes Aufidius viel wohler fühlt. Markus Meyer deutet hier als Coriolans militärisches Alter Ego sehr schön die Möglichkeit einer Freundschaft zweier Gleichgesinnter an. Dass genau dieser Aufidius Coriolan schließlich zu Fall bringt, ist für beide Männer somit nur eine logische Konsequenz. Viel Applaus für alle Mitwirkenden.

(von Peter Jarolin) 18.09.2016

stadtTheater Walfischgasse: Der Beweis

Von Michaela Mottinger - www.mottingers-meinung.at, 16.10.2014

Gleichung mit familiären Variablen

Da fällt ein Satz, über den ich sehr lachen musste: „Mein Vater hat sich der Mathematik immer von der Seite genähert.“ Ich auch – nur sagte die Mathematik zu mir: Red' mi ned von der Seitn an! – und im Schularbeitsheft stand wieder eine Note jenseits der guten. Anita Ammersfeld, die gerade in der vergangenen Saison einen nie dagewesenen Lauf hatte (die Erfolgsproduktionen „C(r)ash“ oder Halbe-wahrheiten stehen nach wie vor auf dem Spielplan), verkündete vor Kurzem die aktuelle sei ihre letzte. Um nun mit der ersten Premiere, David Auburns „Der Beweis“, den Beweis anzutreten, wie sehr das stadtTheater im Wiener Bühnenpotpourri fehlen wird. Na, danke herzlich.

„Der Beweis“ erhielt alle wichtigen US-amerikanischen Theaterpreise, darunter den Drama League Award, den Preis der New Yorker Theaterkritiker, den Tony Award 2001 für das Beste Stück, den Pulitzer-Preis 2001 für Theater und ist ein noch nie in Wien gezeigtes Stück. Eine Komödie mit Sinn und Hintersinn, mit so viel Tragik, dass es gerade noch auszuhalten ist. Eine Fortführung der im Vorjahr begonnenen Reihe, wenn man so möchte. Es geht um „Geist“ – im doppelten Wortsinn: Robert, ein berühmter Mathematik-Professor, hochbegabt, hochdekoriert, verliert durch eine mysteriöse Krankheit den Verstand. Seine Tochter Catherine, dem Vater immer eng verbunden, gibt ihr Leben auf, um ihn zu pflegen. Schwester Claire macht fernab in New York als Bankerin Karriere. Als Robert stirbt kommt sie zur Beerdigung, findet die Schwester verwahrlost und verwirrt vor. Und plötzlich steht die Frage im Raum: Hat Catherine Roberts Genie oder Wahnsinn geerbt? Oder beides? Denn da ist auch noch Ex-Student, nun selbst Uni-Unterrichtender, Hal, der in Roberts Notizen einen bahnbrechenden mathematischen Beweis (für die Hodge-Theorie: diese verbindet die mathematischen Teilgebiete Analysis, Differentialgeometrie und algebraische Topologie; benannt ist die Hodge-Theorie nach dem Mathematiker William Vallance Douglas Hodge, der diese in den 1930er-Jahren entwickelte) findet, ihn prüfen und als Vermächtnis seines Lehrmeisters veröffentlichen will.

Doch Catherine sagt, die Gleichung sei von ihr ...

Carolin Pienkos inszeniert „unakademisch“, heißt: kein Proseminar für Rechenkünstler, sondern erzählt eine Familiengeschichte. Unterbrochen durch Blackouts, wie sie getrübler Geist oder verzwickte

Verwandtschaftsverhältnisse ebenso an sich haben. Ilona Glöckel hat dafür ein großartiges Bühnenbild geschaffen: ein Häuschen, samt Veranda und Innenraum, das die Schauspieler im Laufe der Handlung Runde um Runde im Kreis drehen. **Josefstadt-Leihgabe André Pohl**

brilliert als Robert. Ist er gerade bei Verstand ist er ein scharfzüngiger Egomane, wechselt ohne Vorwarnung zum liebevollen Vater, nervig beim Versuch das Talent seiner Tochter Catherine wachzurütteln – und ist sofort wieder egoistisch – schutzbedürftig -, wenn sie beginnt, Zukunftspläne zu schmieden. A Beautiful Mind, der nicht loslassen kann. Apropos: Ist es nicht erstaunlich, wie viele Mathematiker durchgedreht sind? Von Kurt Gödel bis John Forbes Nash.

Die Schwestern, Anna Sophie Krenn als Catherine und Eva-Christina Binder als Claire, stehen der Leistung um nichts nach. Auch Claire hat dieses Zwänglerische, das der Familie eigen ist. Sie ist eine Listenschreiberin, ansonsten aber Typ Erfolgsmensch – und dennoch der

Schwester neidig, dass sie Vaters Denkmustern folgen kann, während Claire nur eine Wallstreet-Rechnerin ist. Pienkos arbeitet die Geschwisterrivalität, das Buhlen um Liebe und Aufmerksamkeit sehr exakt heraus, stellt es gleichsam in den Mittelpunkt ihrer Arbeit. **Krenn, eigentlich die Protagonistin des Ganzen, verausgibt sich mit ihren nervenheilanstaltigen Temperamentsausbrüchen bis zur Selbstaufgabe. Die Emotionen, die sie über die Rampe spült, reißen einen mit sich.** Und dann ist da noch Michael Schusser als Hal, Typ tollpatschiger Teddybär (in der „Big Bang Theory“ wäre er eindeutig Leonard), der sich mit 28 schon auf intellektueller Talfahrt glaubt und dringend einen Erfolg braucht. Ob er am Ende ein Guter oder ein Böser ist – bitte selber nachschauen.

Mit „Der Beweis“ servieren Intendantin Anita Ammersfeld und Regisseurin Carolin Pienkos jedenfalls einmal mehr Unterhaltung mit Haltung. Von Logos bis Logik, von Herz und Hirn, von Vertrauens- und Liebensverhältnissen berichtet David Auburn. Und genau wie der Autor lässt auch die Regisseurin eine Variable in der Gleichung unbekannt: das menschliche X – beziehungsweise Y.

Stigma von Felix Mitterer- Schaubühne Wien

Von Heinz Wagner - Kurier

Felix Mitterer: "Stigma" entlarvt die Scheinheiligen

Vor 33 Jahren bei der Erstaufführung, mussten die Theaterleute lange einen Ort suchen, wo sie „Stigma“ von Felix Mitterer spielen durften. Auch danach wurde es nur sehr selten gespielt. Das Stück ist heftig. Auch heute noch. Trotz aller Enthüllungen der vergangenen Jahre – beispielsweise über Missbrauch durch Würdenträger der katholischen Kirche – kann es noch immer erschüttern. Dabei rückt es den tiefen, festen, aufopfernden Glauben der Magd „Moid“ an Jesus ins Zentrum der Geschichte. Nicht zuletzt auch deshalb, weil in der Zeit, in der Mitterer das Stück ansiedelt (im vorvorigen Jahrhundert), Dienstboten, die nichts besaßen, sogar heiraten verboten war. "Moid" versenkt sich so in die Liebe zu Jesus, dass an ihrem Körper an jenen Stellen, an denen Christus ans Kreuz genagelt wurde (Füße und Hände) sowie an der Stirn (Dornenkrone) Wunden auftauchen. Und sie vollbringt Wunder – heilt Kranke auf die sie eingeht. Scheinheiligkeit - auch katholischer – hochrangiger Vertreter der Gesellschaft stellt Mitterers Stück bloß. Dem aufrechten, menschlichen Landpfarrer kommen der Monsignore, Abgesandter des Bischofs, sowie ein „honorierter“ Medizinprofessor in die Quere.

Die junge Frau, die die Anmache des Sohnes der Bauersleut ablehnt und der sie eines Nachts mit einer Teufelsmaske auf dem Kopf vergewaltigt, wird von den hohen Herren beschuldigt, vom Teufel besessen zu sein. Sie ordnen einen Exorzismus (Teufelsaustreibung) an, den der Monsignore vornimmt. Aber steckt nicht all das, was er ihr an Gottlosigkeit und Sünde vorwirft, viel mehr in ihm?

Das gesamte Ensemble der Schaubühne Wien (die schon viele Mitterer-Stücke spielte), vor allem aber die junge Hauptdarstellerin, verschaffen dem Publikum nicht nur einen kalten Schauer, der über den Rücken läuft. Nichts für schwache Nerven. Und selbst in den wenigen Szenen, die Lachen provozieren, bleibt einem dies im Hals stecken. Lediglich an zwei, drei Stellen sind die Übergänge und Umbauten zu abrupt, hier wäre die eine oder andere Kunstpause besser, um das eben Gesehene wirken zu lassen.

Stigma von Felix Mitterer- Theater Center Forum

Von Lona Chernel - Wiener Zeitung, 18.02.2014

Glaube, Liebe und Hoffnung im Leben einer Magd

"Stigma" von Felix Mitterer ist genau genommen sein Sozialdrama (auch wenn manche anderes in ihm sehen wollen). Das Stück spielt im 19. Jahrhundert. Damals durften Dienstleute nicht heiraten, mussten für einen Hungerlohn arbeiten und wurden von den meisten Bauern behandelt, als wären sie irgendein Gegenstand.

Im Mittelpunkt steht Moid (darstellerisch hervorragend: Anna Sophie Krenn), eine sehr gläubige Magd, die ihre ganze Liebe Jesus widmet, mit ihm und für ihn leiden will und schließlich stigmatisiert ist (sie die trägt die Wundmale Christi). Doch auch für diese Liebe ist in einer Welt, in der es vorrangig um Macht und Geld geht, kein Platz. Nur der Pfarrer des Ortes (berührend: Johannes Kaiser) hält zu Moid, verteidigt sie gegen die anderen. Doch schließlich wird sie vom Sohn des Bauern niedergeschlagen und vergewaltigt. Als ein Arzt und ein Monsignore (hervorragend Felix Kurmayer und Martin Gesslerbauer) kommen, um ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, ist sie schwanger. Es kommt zum Exorzismus, die Tragödie nimmt ihren Lauf.

Atmosphärisch dicht

Marcus Strahl inszenierte im Theater Center Forum atmosphärisch dicht, sorgte für Spannung, zog ärztliche und kirchliche Berater zu, um wirklich authentisch zu sein. Bühnenbild (Sam Madwar), Kostüme (Babsi Langbein), Lichtdesign (Michael Heidinger) tragen das ihre bei, um einen

bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

Das Tagebuch Der Anne Frank- Theater Center Forum

Von Renate Wagner - der-neue-merker.eu, 22.02.2013

Als 1978 die Mini-Serie „Holocaust“ mit Meryl Streep über die amerikanischen Bildschirme flimmerte, hat dies das Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit für den Massenmord an den Juden im Dritten Reich weit mehr sensibilisiert als alle Zahlen in Statistiken oder Dokumentationen über die Konzentrationslager: Menschliches Elend lässt sich nicht theoretisch, sondern nur über menschliche Geschichten vermitteln. Darin liegt auch das Geheimnis von Anne Frank – und die Wirksamkeit, die nie enden wird. Weil es ganz einfach eine wahre Geschichte ist.

Man kennt sie: Das 13jährige jüdische Mädchen, das 1942 mit ihrer Familie in Amsterdam vor der Naziverfolgung abtauchte und bis 1944 in einem Dachgeschoß versteckt lebte, hat diese ihre Geschichte in einem Tagebuch festgehalten, das später ein Welterfolg wurde – als Buch, als Film, im Fernsehen, auf Bühnenbrettern. Das Schauspiel von Frances Goodrich und Albert Hackett ist nun im TheaterForumCenter (Raum II) zu sehen und hat in einem richtig beengten Bühnenbild von Erwin Bail durch Rochus Millauer eine gewissermaßen liebevoll-sensible Inszenierung erfahren, die eine zu Herzen gehende Tragödie entfaltet. (Allerdings ist die „Filmmusik“, die etwas zu reichlich über das Geschehen gegossen wird, angetan, es einigermaßen zu entschärfen, wenn nicht gar zu sentimentalisieren.)

Acht Menschen drängen sich in ein paar Räumen und werden nur durch die Aufopferung einer einzigen „Gerechten“ überhaupt zwei Jahre lange am Leben erhalten – Sandra Högl spielt diese Miep Gies ohne das geringste Pathos, aber das Hohelied des anständigen Menschen ist es allemal. **Aber der Abend lebt von Anna Sophie Krenn in der Titelrolle, die es schafft, das Publikum innerhalb von zweieinhalb Theaterstunden nicht nur an ihrem Schicksal, sondern auch an ihrem „Reifen“ Anteil nehmen zu lassen – von dem noch lispelnden, fröhlichen Kind, das in der Enge der „Gefangenschaft“, aber mit Hilfe ihres Tagebuchs und durch eine erste Liebe zu einer jungen Frau heranwächst. So, wie das ohne jegliches Gedalke, kindliches Getue oder falsche Töne gespielt wird, gibt das nicht weniger als ein rundes, ergreifendes Schicksal.** Es ist, als ob man diese

Anne Frank kennen würde und nicht begreifen möchte, dass ein Mörderregime ihr nicht erlaubt hat, ihr Leben zu leben....

Starke Leistungen kommen auch von den anderen Damen des Stücks: Christine Renhardt als Mutter Frank, die ihre Verzweiflung in sich hineinfrisst und nur einmal mit eruptiver Gewalt herauslässt; Sandra Pascal still und stark als Annes Schwester Margot; und vor allem Irene Budischowsky als Frau van Daan, anfangs noch ganz Weibchen im Pelzmantel, das entschlossen scheint, sich von der Situation nicht unterkriegen zu lassen, nach und nach Opfer der Verzweiflung, mit einer wunderschönen Szene, wenn sie einmal ihren Egoismus überwindet, um ihren Mann zu trösten...

Es war wohl die Stärke des Otto Frank, die es ermöglicht hat, dass acht Menschen zwar nicht friktionsfrei, aber doch einigermaßen vernünftig auf engstem Raum und unter elendsten Bedingungen zusammenleben konnten, und Hannes Lewinski macht diese Persönlichkeit glaubhaft, während Franz Haller als Herr van Daan und Adi Straßmayr als Albert Dussel, der noch später zur Gruppe stieß, der Situation mit weniger Selbstdisziplin begegneten. Berührend Bernhard Kölbl als der junge Peter van Daan, Annes erste Liebe.

Am meisten trifft wohl jeden, der sich mit der Geschichte von Anne Frank befasst, dass die acht Unglücklichen von den Deutschen zu einem Zeitpunkt noch gefunden, deportiert und ermordet wurden, als sie sich durch die Invasion schon fast gerettet fühlen durften. Tatsächlich hat nur der Vater Otto Frank überlebt – und das Tagebuch seiner Tochter der Welt gegeben. Zum ewigen Gedächtnis an sie – und das Geschehene.